

Philip Roth: Der menschliche Makel

Als Philip Roth vor einem starken Vierteljahr starb, zeigte die Fülle und der Umfang der Würdigungen, dass man ihn, auch wenn er seit 2012 bewusst nicht mehr publiziert hatte, zur ersten Garde der Gegenwartsschriftsteller zählte. Immer wieder hervorgehoben wurde, dass er regelmäßig für den Literatur-Nobelpreis vorgeschlagen war, ihn aber nie erhielt – verschmerzbar, wenn man bedenkt, wie sehr das Renomee der Kommission gelitten hat und wie viele andere Preise Roth im Laufe seines langen Schriftstellerlebens eingesammelt hat.

Lang war es in der Tat: Roth war 1933 geboren worden, als Spross einer jüdischen Familie (die Großeltern waren aus Osteuropa eingewandert, der Vater war ein ausgesprochen patriotischer Amerikaner – das könnte einen im Hinblick auf die Verhältnisse bei uns nachdenklich machen), in einem jüdisch bestimmten Viertel von Newark (wenig westlich von New York). Damit ist schon das erste der großen Themen Roths angesprochen, das er in allen möglichen Variationen durchspielt: jüdische Existenz in Amerika. Roth hat dafür Anerkennung bei der jüdischen Community geerntet, aber fast noch mehr Kritik wegen Verächtlichmachung der Juden; das ging bis zum Vorwurf des Antisemitismus. Im religiösen Sinn war er jedenfalls kein Jude, seine Beerdigung fand ohne jüdische Riten statt. Die Heimatstadt Newark ist in Roths umfangreichem Werk sehr häufig präsent, einem Werk, das weithin „etwas Autobiographisches an sich hat“. (In welchem Sinne es mit seinem Leben übereinstimmt, als Abbild oder als Übermalung, ist selbst in den explizit autobiographischen Schriften schwer zu beurteilen).

Während seines Studiums (zuerst Jura, seit 1952 englischen Literatur) emanzipierte sich Roth vom Elternhaus und dem konservativen Milieu der Provinz-Uni zu einem ausgeprägten Individualismus, einem Streben nach Unabhängigkeit von kulturellen und sozialen Prägnungen; solchen Bestrebungen werden wir auch in unserem Buch begegnen. Nach dem Master of Arts ging er (wie unser Protagonist) zum Militär, verließ es aber wegen einer Verletzung bald wieder. Danach lebte er als Schriftsteller, teilweise mit einschlägigen Lehraufträgen an Hochschulen. Roth hatte nämlich schon früh angefangen zu schreiben und schon als Student mit Kurzgeschichten Erfolg gehabt. 1969 katapultierte ihn dann sein dritter Roman ins helle Licht der Literaturszene: „Portnoys Beschwerden“ (diesen einen Titel muss ich nennen), ein Skandalerfolg, bei dem es Definitionssache ist, ob man ihn als obszön oder als pornographisch bezeichnen will. (Die Frage stellt sich auch für Partien unseres Romans.) Damit sind wir bei einem zweiten großen Thema Roths: der Sexualität. Portnoy ist ein 1933 in Newark (!) geborener Amerikaner (welch ein Zufall), der am Gegensatz zwischen seinem hypertrophen Geschlechtstrieb und seiner sehr jüdischen Sozialisierung leidet. Von Roths weiterem Leben erwähne ich den Rückzug aus der Gesellschaft in eine Künstlerkolonie, später nach Woodstock und schließlich 1972, mit erst 39 Jahren, auf eine Farm in Connecticut; das politische Engagement mit heftigen Attacken gegen Nixon und den Vietnamkrieg; die psychoanalytische Behandlung und die Depressionen, die seine zweite Ehe mit der Schauspielerin Claire Bloom scheitern ließen (sie schrieb über ihn, er sei ein „Psychopath, tablettenabhängig, voller Hass auf Frauen, ... ein Sadist und krankhaft geizig“, wofür er sich

rächte, indem er sie in seinem nächsten Roman ähnlich unvoreilhaft porträtierte); schließlich eine späte Affäre mit einer sehr viel jüngeren Frau, allerdings erst nach Erscheinen unseres Buchs und anders als in diesem mit einer literarisch gebildeten jungen Dame, die erst 2018 einen „heftigen“ Schlüsselroman über die Beziehung veröffentlicht hat. Im selben Jahr also ist Roth, nach sechsjährigem Verzicht auf literarisches Schaffen (höre, Walser!) in New York verstorben (wo er schon früher verschiedentlich gewohnt hatte). Vergänglichkeit, Alter und Tod hat ihn, als ein weiteres großes Thema, schon seit seiner Lebensmitte beschäftigt.

Der erste Satz des Romans ist wert, zitiert zu werden:

Text 1

Es geschah im Sommer 1998, dass mein Nachbar Coleman Silk – der, bevor er zwei Jahre zuvor in Ruhestand gegangen war, über zwanzig Jahre als Professor für Altphilologie am nahe gelegenen Athena College gelehrt sowie sechzehn weitere als Dean der Fakultät gewirkt hatte – mir anvertraute, er habe, im Alter von 71 Jahren, eine Affäre mit einer vierunddreißigjährigen Putzfrau, die drunten im College arbeitete.

1998: Der Roman ist 2000 erschienen, seine Haupthandlung spielt also in der Gegenwart. Es ist das Jahr der Clinton-Lewinsky-Affäre, die oft erwähnt und derb besprochen wird, also eine Zeit der Sensibilisierung für sexuelle Ausnützung von Abhängigkeiten (der Roman nennt das: einer Orgie von Scheinheiligkeit und Frömmelei, ein Jahr, in dem der Terrorismus als Leitthema abgelöst wurde durch die Fellatio); zugleich das Jahr, in dem Viagra auf den Markt kam, das die genannte Affäre des 71-Jährigen erst möglich machte. Die beiden wichtigsten Personen sind in dem Eröffnungssatz genannt, und dann gibt es noch jemanden, der „ich“ sagt. Wer ist dieser Erzähler? Er heißt Nathan Zuckerman und ist Schriftsteller, geboren – 1933 in Newark. Roth-Leser kennen ihn längst: Seit den 70er Jahren ist er in zahlreichen Erzählungen und Romanen die Hauptperson, später tritt er mehrfach, so wie hier, als „Rahmenfigur“ auf. Er wird üblicherweise als Alter Ego des Autors bezeichnet, zumal er biographisch noch manche Gemeinsamkeiten mit diesem aufweist. Roth hat sich aber vehement gegen die Auffassung gewehrt, Zuckerman sei ein Selbstporträt – auch hier spielen wohl Enthüllung und Verschleierung zusammen. Aber das muss uns jetzt nicht weiter beschäftigen – wir bleiben bei der Romanfigur des Beobachters und Erzählers Zuckerman. Er ist ein areligiöser Jude, hat sich vor einigen Jahren aus dem hektischen New York in ein Häuschen in den Berkshires (Massachusetts), nahe Athena und noch näher bei Silks Haus, zurückgezogen und lebt dort weitgehend isoliert seinem Schreiben. Dem „sexuellen Gejaule“, das ihn an der Konzentration auf sein Werk hinderte, hatte er schon abgeschworen, als ihn ein Schicksal traf, das diese Entscheidung gegenstandslos machte: Er bekam Prostatakrebs und wurde durch die Operation impotent und inkontinent – im Gegensatz zu Coleman Silk (und Philip Roth).

Mit Silk ist er erst vor zwei Jahren wirklich in Kontakt gekommen, anlässlich von dessen Weggang von der Uni. Mit diesem hat es folgende Bewandnis: Silk war ein begeisternder,

unkonventioneller Lehrer für lateinische und vor allem griechische Philologie gewesen (der einzige Jude auf einem Classics-Lehrstuhl), er hatte die europäische Literatur auf fesselnde Art mit Achill beginnen lassen, einem explosiven Adrenalin-Typ, den seine erotische Begierde außerhalb der Gesellschaft stellt (womit Silk, das sei verraten, sein eigenes Schicksal präfiguriert). Als er die Position des Dean errungen hatte (das ist nicht dasselbe wie unser Dekan, der Dean lehrt und forscht nicht mehr, sondern ist ein Wissenschaftsmanager, der z.B. neue Dozenten einstellt und den alten, wo nötig, in den Hintern tritt), schaffte er es mit rigoroser, oft aggressiver Tatkraft, die Qualität und den Ruf der verschnarchten Provinz-Fakultät auf ein ganz neues Niveau zu heben. Als die Emeritierung bevorstand (er durfte mit bedeutenden Ehrungen rechnen), beschloss er, nochmals für ein Jahr die Lehrtätigkeit aufzunehmen, und da passierte es: Er stellte in der fünften Woche des Semesters fest, dass zwei Mitglieder seines Seminars noch nie erschienen waren, und er rief aus: „Gibt’s die wirklich oder sind es ‚spooks‘?“ Spook heißt Gespenst, wird aber auch ganz gelegentlich als abwertender Ausdruck für Farbige verwendet – und die beiden Studentinnen sind, was Silks nicht wissen kann, Farbige, dazu noch aus der Unterschicht. Es kommt zu einem Shitstorm von Rassismus-Vorwürfen (welche Ironie in solchen Vorwürfen gegen Silk steckt, werden wir später sehen), Silks Nachfolgerin als Dean, Delphine Roux, eine junge, ehrgeizige Französin aus der Pariser Intellektuellen-Schule mit Unterlegenheitsgefühlen gegenüber dem erfolgreichen, selbstsicheren Philologen alter Art, setzt voll auf die modische Ideologie „Minderheitenschutz um jeden Preis“, die Kollegen, die er sich durch seine autokratischen Maßnahmen zu Feinden gemacht hat, ziehen mit, die, die ihm zu Dank verpflichtet wären, ducken sich weg, und der Alpha-Typ Silk ist natürlich nicht bereit zu irgendeiner Demutsgeste oder einem Wort des Verständnisses für die farbigen Hascherl. Nach fünfmonatigen erregten Auseinandersetzungen kommt es zu einer traurigen Zuspitzung: Silks Frau Iris, die ihren Mann in seinem Kampf unterstützt hat, stirbt an einem Gehirnschlag. „Da wurde Silk vom Wahnsinn ergriffen“, so Zuckerman. Die Frau, mit der er eine ausgesprochen spannungsreiche Ehe geführt hat, wird schlagartig wieder zum „Gegenstand seiner Hingabe“, ihr Tod bedeutet für ihn: die Feinde haben sie ermordet, stellvertretend für ihn selbst.

In diesem Zustand stürmte Silk damals zu Zuckerman und ersuchte ihn, tobend und endlos redend, ein Buch über den empörenden Vorgang zu schreiben – ihm, dem Profi, werde man die Klarstellung eher abnehmen als dem Verklagten selbst. Zuckerman bleibt überlegen-distanziert. Er erfährt, dass dieser Silk nicht weit von ihm aufgewachsen ist, allerdings sechs Jahre früher, Sohn eines Kneipenwirts, von dem er seine „Rausschmeißermentalität“ habe. Zuckerman beschreibt ihn als einen dieser kurznasigen Juden mit Kräuselhaar und gelblichem Teint. (Er ahnt noch nicht, was es mit diesem seltsamen Touch des Juden auf sich hat, und so auch der Leser nicht.) Der mit eigenen Projekten beschäftigte Schriftsteller gibt den Auftrag bald zurück an Silk, der nun selber das Buch zu schreiben beginnt, es aber nicht bis zur Veröffentlichung führt. Vom Athena-College trennt sich der hochverdiente Professor und Dean im Unfrieden und setzt keinen Fuß mehr auf den Campus (vorerst jedenfalls).

Ganz anders das Treffen zwei Jahre später, 1998, von dem im Eröffnungssatz die Rede ist. Silk, der Zuckerman zu einem Samstagabend-Drink eingeladen hat, tanzt mit nacktem Oberkörper zu Jazz aus seiner Jugendzeit, ist extrem gelöst, wie er damals extrem aggressiv war, hat Rachedrang und Verletztheit durch Iris' Tod hinter sich gelassen, genießt das von Reflexion freie „Entzücken, lebendig zu sein“. Der Grund für die Veränderung wird klar, als er von der Affäre erzählt, die ihn ganz unerwartet ereilt habe. Und jetzt tanzt der so jugendlich wirkende 71-Jährige mit Zuckerman Foxtrott – und wirft dessen ganze Lebenseinstellung um. Die asketische Konzentration auf die Kunst, die Zuckerman fünf Jahre lang wirklich gelungen ist, erscheint ihm auf einmal als Verfehlung, er ist hingerissen von Silk und seiner neuen Begeisterung für Leben und Sex – allerdings ist er, schon aus physiologischen Gründen, verurteilt zum „Statisten“, zum passiven Anhängsel. Typisch ist, dass er in seiner neuen Hingegebenheit, sozusagen der eines abgefallenen Mönchs, in einer „erlösenden Korruption“, nicht auf seine Inkontinenz-Schutzvorrichtung achtet und mit verpisster Hose nach Hause gehen muss. Ab jetzt ist er auf Silk fixiert, nicht als Mittäter, sondern als beobachtend Mitlebender – und als Schriftsteller, voll gefräßiger Neugier.

Die junge Freundin heißt Faunia. Darin steckt der Name „Faun“ und damit eine Anspielung (einer der unzähligen Verweise auf Antikes) auf das Naturhafte, das urtümlich Sexuelle. (Passend wird Silk von Zuckerman einmal mit dem lüsternen Hirtengott Pan verglichen.) Als eine von Zivilisation wenig berührte Gestalt erscheint sie in der Tat. Sie stammt zwar aus reichem Hause, aber die untreue Mutter wurde geschieden, und der Stiefvater belästigt das hübsche Kind. Als er sie vergewaltigen will, haut sie ab (mit vierzehn) und gerät in einen Strudel aus materieller Not, Gewalt und Sex. Die frühe Ehe mit dem Vietnam-Veteranen Lester Farley, der sich als Farmer versucht, ist eine Katastrophe. (Faunias schönste Erinnerung ist die an eine Schlacht mit warmer Kuhscheiße.) Nach der Scheidung kommen die beiden Kinder ums Leben: Sie ersticken im Schlaf bei einem Brand wegen einer defekten Heizvorrichtung. Und warum hat die Mutter nicht geholfen? Sie war im Auto vor dem Haus mit einem Lover zugange. Der Vater Lester rast: Für ihn hat Faunia seine Kinder auf dem Gewissen. Ein unverdorbenes Naturkind ist sie also gewiss nicht, sondern eine abgebrühte, ausgebuffte Kämpferin ums Überleben in der Unterschicht, aber das turnt Silk eher an. Schön kann man die zähe Muskel-und-Knochen-Frau nicht nennen, immerhin wird ihr üppiger Busen hervorgehoben. Etwas ganz Besonderes ist, dass sie nicht lesen kann – sie scheint es nach der Schule verlernt zu haben – und sich damit wohlfühlt; gegen alle Bildungsversuche wehrt sie sich. Im Bett hat sie Format („ihr Fleisch hat Augen“), außerhalb ist sie ein zerstreutes Kind, so Silk. Um sie Zuckerman vorzuführen, nimmt er ihn auf eine Milchfarm mit, wo Faunia stundenweise für ihr Logis arbeitet, und die beiden beobachten lange stumm die Tätigkeit der Frau. Hören wir die Erinnerungen des Schriftstellers daran – am Anfang ein wichtiger, ganz beiläufig einfließender Vorausverweis:

Text 2

Nachdem die beiden vier Monate später beerdigt waren, kam mir ständig diese Melkrunde in den Sinn, als wäre es eine Theateraufführung gewesen, in der ich die Rolle eines Komparsen gespielt hatte, [...] mit den beiden

Hauptdarstellern und dem Chorus der Kühe [...]: eine Szene voller Pathos und Hypnose und sexueller Unterjochung, in der der alte Mann mit gieriger Faszination alles aufsaugt, was die Frau mit den Kühen macht, wie sie sie behandelt, berührt, wartet, mit ihnen spricht; eine Szene, in der ein Mann, überwältigt von einer Kraft, die in ihm so lange unterdrückt wurde, dass sie beinahe erloschen war, vor meinen Augen das Wiedererwachen ihrer staunenswerten Gewalt enthüllt. Es war, denke ich, als ob man Aschenbach betrachtet hätte, wie er fiebrig Tadzio betrachtet – wenn seine sexuelle Begierde zum Sieden gebracht wird durch das angstvolle Wissen um die Sterblichkeit. [...] Die gleichbleibende Ruhe im Leben jeder Kuh, gleichartig mit dem aller anderen; der verliebte alte Mann, wie er die Geschmeidigkeit der zweckmäßig und energisch arbeitenden Frau beobachtete [...], sein Blick, als wäre ihm nie zuvor etwas Packenderes begegnet; auch meine eigene [...] Faszination durch ihre extreme Verschiedenheit als Menschentypen [...] – und durch die uns, den Menschen und Rindern, hochdifferenzierten bzw. fast undifferenzierten Wesen, auferlegte Aufgabe zu leben, nicht nur die Existenz zu erdulden, sondern zu *leben*, immerfort zu nehmen, zu geben, zu füttern, zu melken, aus ganzem Herzen die sinnlose Bedeutsamkeit des Lebens, rätselhaft, wie sie ist, anzuerkennen – [...]

Nichts dauert, und doch vergeht auch nichts. Und nichts vergeht, eben weil nichts dauert.

Im Kuhstall findet, ohne dass etwas im üblichen Sinn Bemerkenswertes passiert, griechisches Theater statt, mit Rindviechern als Chor – Zuckerman hat sich an Silks Antikebezo-genheit angepasst. Der nennt sein unterschichtiges Liebchen „Voluptas“ und das all seine Seligkeit ermöglichende Viagra „Zeus“. Die Dinge, die hier vor sich gehen, sind weit mehr, als sie nach alltäglichem Verständnis scheinen, Silks vulgäre Altmänneraffäre wird (nicht nur hier, sondern noch öfter) durch den Vergleich mit Thomas Manns „Tod in Venedig“ geadelt (wo allerdings ein überirdisch schöner Knabe das Objekt der unkonventionellen Begierde ist). Das heißt: Es geht nicht bloß um Bettvergnügen, sondern um letzte Erfüllung im Angesicht der Vergänglichkeit. Die Zeit steht still, und das Paradox des Lebens wird greifbar, des Lebens, das das einzige ist, was Bedeutung besitzt, und doch keinen erkennbaren Sinn hat.

Davon weiß auch die ungebildete Faunia. Man hat früher oft von „Herzensbildung“ gesprochen, bei Leuten, die keine Schule besucht haben und doch durch ihre Urteilskraft beeindruckten. Analog dazu möchte ich für Faunia den Ausdruck „Fleischesbildung“ verwenden. Als Silk nach einem rauschhaften Betterlebnis sagt: „Das ist mehr als bloß Sex“, wir-

derspricht sie, wie er Zuckerman erzählt, rundweg: „Nein, ist es nicht. Du hast bloß vergessen, was Sex eigentlich ist. Das hier ist Sex. Einfach so. Versau es nicht, indem du tust, als sei es was anderes.“ Sex gehört erlebt und nicht interpretiert, man muss leben und nicht das Leben verstehen wollen. Dieses unmittelbare Erleben in der sexuellen Begegnung ist für Faunia ein Gottesbeweis (der einzige, falls es überhaupt einen gibt).

Trotz bewusster Vorsicht der beiden bleibt ihre Beziehung nicht verborgen. Silk bekommt einen anonymen Brief, verfasst offensichtlich von Delphine Roux, seiner Erzfeindin an der Uni, „jeder wisse“ von seinem perversen Verhältnis, also eine Drohung, dieses vollends allgemein bekannt zu machen. Die feministische Intellektuelle sieht in ihm eine Fortsetzung der „Spooks“-Verfehlung: Nachdem Silk eine arme farbige Studentin fertiggemacht hat, missbraucht er jetzt eine wehrlose Proletarierin.

Und Silks Tochter Lisa, das ihm liebste seiner vier Kinder, ist am Telefon plötzlich abweisend, nicht mehr ansprechbar. Sie scheint von der peinlichen Affäre gehört zu haben und will deshalb vom Vater nichts mehr wissen. Und auch Les Farley, der Ex-Mann Faunias, der sich schon lange als Stalker betätigt hat, taucht in der Nähe von Silks Haus auf, wenn sie bei ihm ist. Eine Woche nach dem Kuhstall-Besuch von Silk und Zuckerman kommt es zu einer Konfrontation.

Text 3

Nach meiner Rekonstruktion schaute Coleman selber, um sicher zu gehen, dass niemand das Haus beobachtete, in den Stunden nach Faunias Ankunft sechs–siebenmal vor den Haupteingang und die Hintertür und die Küchentür. Es war nicht früher als gegen zehn, als die beiden innerhalb des Fliegengitters an der Küchentür beieinander standen und sich vor dem Abschied umarmten [...]. Das war Lester Farley, der brüllend aus dem Gebüsch kam. Das war der Mann, der auf Coleman und Faunia zurannte, als sie in der Küchentür standen.[...] Und all das war nur ein bisschen was von dem, was in seinem Kopf war, Nacht für Nacht, das ganze Frühjahr und jetzt im Frühsommer, wenn er stundenlang ohne Ende versteckt saß, verkrampt, still, so viele Gefühle durchlebend und verborgen wartend, um zu sehen, wie sie es tat. Tat, was sie getan hatte, als ihre beiden eigenen Kinder im Rauch erstickten. Diesmal war's nicht mal mit einem Kerl in ihrem Alter. Jetzt war es mit einem grauhaarigen, klapperdürren alten Mann, mit einem großmächtigen jüdischen Professor, sein gelbes Judengesicht verzerrt vor Lust und seine zittrigen alten Hände an ihrem Kopf. [...]

Es fühlte sich an wie Fliegen, es fühlte sich an wie [Viet–]Nam, es fühlte sich an wie der Augenblick, in dem du durchdrehst. [...] Farley springt hoch, kreischend, und der jüdische Professor kreischt zurück, der jüdische Pro-

fessor hebt ein Montiereisen in die Höhe, und nur weil Farley unbewaffnet ist – weil er an diesem Abend direkt von der Feuerwehrübung hergekommen war und ohne eine einzige von den Schusswaffen, von denen sein Keller voll ist – schießt er sie nicht über den Haufen. Wie es kam, dass er nicht nach dem Eisen griff und es ihm wegnahm und die Sache so zu Ende brachte, würde er nie begreifen. [...] „Leg’s weg! Ich hau dir ein Loch in deinen verdammten Kopf damit! Verdammt, leg’s *weg!*“ Und der Jude legte es weg. Glück für den Juden, er legte es weg.

Nachdem er es heim geschafft hatte [...]

Was fällt an dem Text auf? Inhaltlich: Der Angreifer verhält sich, schaut man auf die Tatsachen, vergleichsweise zivil – er hat keine Waffe bei sich, er versucht nicht, Silk das Eisen zu entreißen, sondern zieht Leine, nachdem dieser es weggelegt hat. Außer unartikuliertem Gebrüll war nichts. Er erscheint jedoch in dem Text als brutaler Maniak. Das hängt mit der formalen Besonderheit zusammen. Am Anfang des Ausschnitts sind wir, wie bisher, in Zuckermans Report: Er beobachtet, lässt sich berichten und zieht Schlüsse („nach meiner Rekonstruktion“). Dann aber wird der Vorgang plötzlich aus der Perspektive Lesters wiedergegeben, seine Gedanken, seine Wertungen, seine Sicht der Ereignisse kommen zu Wort, und dadurch wird der Vorgang so bedrohlich. Woher kennt Zuckerman diese Innenwelt des ihm fremden Mannes? Er hat sie sich ausgedacht. Das ist kein Einzelfall. Der Schriftsteller Zuckerman hat angebissen, und es drängt ihn, über das Geschehen um Silk, der sein Denken geradezu in Beschlag genommen hat, ein Buch zu schreiben. Wie geht das vor sich? Zuckerman betont mehrfach, der Mensch könne beim besten Willen nicht wissen, was in einem anderen vorgehe, warum er so handle, wie er handelt. Der Schriftsteller aber lässt es dabei nicht bewenden, sondern er denkt sich das, was man nicht wissen kann, aus – mit wachsender Begeisterung und Ausführlichkeit. Der Geist des Schriftstellers sei ein unersättlicher Schlund, Katastrophen seien für ihn „Kanonenfutter“, das sagt Silk einmal über Zuckerman (d.h. Zuckerman lässt es Silk über ihn selbst sagen), und dieses Verschlingen und produktive Verarbeiten erleben wir als Leser mit. (Das führt zu potenziertem Indirektheit. In einer späteren Partie hören wir einen inneren Monolog Silks, und er imaginiert, dass Faunia sich für eine Krähe hält. Also: Roth denkt sich aus, dass Zuckermann sich vorstellt, Silk male sich aus, Faunia denke, sie sei eine Krähe.) Lester ist keineswegs das einzige Objekt dieser schriftstellerischen Bemächtigung, aber ein besonders reich bedachtes. Ausführlich und, wie ich finde, eindringlich und in beängstigender Krassheit schildert Zuckerman Lesters Scheitern im Berufsleben, seine furchtbaren Erlebnissen im Vietnam-Krieg und die „posttraumatischen Belastungsstörungen“, die er mit nach Hause bringt und die eine Selbsthilfegruppe von anderen Veteranen in hingebungsvollem Einsatz zu mildern versucht – Dinge, von denen Zuckerman allenfalls Eckdaten erfahren haben kann. Im Anschluss an den Zusammenstoß mit Silk, so hören wir, sei der Veteran wieder in eine Klinik aufgenommen worden und habe Ruhe gegeben, „bis November“ heißt es vielsagend.

Jetzt kommt es zu einem überraschenden Umschlag, sowohl inhaltlich als auch formal. Silk geht zum ersten Mal seit zwei Jahren – er weiß nicht recht, warum – zum Campus von Athena und vergegenwärtigt sich wieder einmal die Dreistigkeit und unverschämte Dummheit, die ihm bei der Spooks-Affäre begegnet ist. Und auf einmal gerät er in Gedanken in seine Jugend zurück (vielleicht assoziativ: Ihm fällt eine ähnlich dummdreiste Zumutung ein, die sich ein reicher Jude damals mit ihm und seiner Familie geleistet hat). Und für die nächsten 125 Seiten sind wir in Silks Vergangenheit. Zuckerman tritt nicht mehr selbst in Erscheinung, bestimmte Episoden, die wir schon als Mitteilungen Silks an seinen Schriftsteller-Nachbarn gehört haben, werden erneut dargeboten, als wäre noch nie davon die Rede gewesen, jetzt in auktorialer Darstellung – kurz, wir sind vollends in einer anderen Art von Buch als am Anfang des Werks. Nicht mehr der Beobachter Zuckerman berichtet, was er gesehen und gehört und wie er daraus das Geschehen „rekonstruiert“ hat, sondern der Schriftsteller hat die Tatsachen um Silk, dessen Leben ihm „näher ist als sein eigenes“, gierig in seinen Schlund gesogen und macht daraus einen Roman. Die Faktenbasis für die lange Rückblende hat er nach der Beerdigung Silks (wir wissen ja schon, dass er und Faunia im Herbst 1998 ums Leben kommen) erfahren und dann als auktorialer Erzähler, der ins Innere aller Personen schauen kann, zu einer fesselnden, wohlmotivierten Handlung ausgebaut. „Ich stelle mir etwas vor“, sagt er, „das ist mein Beruf.“

Silks Vorleben: Was den Leser wie ein Schock trifft (falls er nicht so scharfsinnig war, aus zarten Andeutungen bereits die richtigen Vermutungen abzuleiten), ist der jetzt völlig selbstverständlich vorausgesetzte Umstand, dass Coleman Silk und seine Familie keine Juden sind, sondern Schwarze, mit einem typisch schwarzen Familiennamen übrigens, aber mit auffallend heller Haut, allenfalls Milchkaffee – Silks Schwester, kann Zuckermann später bestätigen, hat einen Teint wie eine Griechin, und im Familienstammbaum, hört er, sind immer wieder Weiße. Der Vater ist kein Kneipenwirt, sondern ein akademisch gebildeter Mann, der seine Kinder mit Homer und Shakespeare aufzieht und sie Respekt vor der Sprache lehrt (er gibt ihnen zweite Vornamen aus seinem Lieblingsstück „Julius Caesar“, Coleman heißt bezeichnenderweise Brutus, als hätte der Vater den späteren Verrat geahnt), der in der Wirtschaftskrise sein Optikergeschäft verloren hat, jetzt als Schlafwagenkellner arbeitet und viel Diskriminierung erfährt. Coleman ist hochbegabt, in der Schule stets der Beste, aber auch ein hervorragender Leichtathlet und dann auch ein sehr talentierter, auf Technik und „Köpfchen“ statt auf Schlagkraft setzender Boxer. Weil der Vater nicht will, dass er mit den Unterschicht-Negern zusammen trainiert, muss er die Boxschule wechseln und geht an ein Institut, wo die jüdischen Mittelschicht-Jungen lernen, sich zu wehren; so lernt er das jüdische Milieu seiner Heimatstadt kennen. Er ist so gut, dass er Auswahlboxer wird (später boxt er zeitweise sogar professionell); bei einem Kampftag in West Point, wo Schwarze unerwünscht sind, lässt der Trainer ihn als Juden kämpfen, und das klappt ohne Weiteres. (Er siegt selbstverständlich, aber mit einer vorher nicht gekannten Brutalität.). Nach der Highschool geht er auf Wunsch des Vaters an die Howard-Privatuniversität, ein „black college“, nur für Afroamerikaner, in Washington D.C. Dort, „im Süden“, erlebt er aber schmerzhaft Diskriminierungen (er bekommt als „Nigger“ keinen Hotdog verkauft), die ihm zu Hause erspart waren (oder die er, wenn allenfalls etwas in der

Richtung vorkam, als Starschüler und -sportler leicht wegsteckte). Jetzt wird ihm erst klar, was sein stolzer, tapferer Vater in seinem Beruf zu ertragen hatte. Auch in der Gemeinschaft der schwarzen Studenten, von denen viele auf den armen Schlucker herabsehen, fühlt er sich nicht wohl, und als der Vater plötzlich stirbt, verlässt er die gehasste Hochschule und meldet sich bei der Navy, um gegen Hitler mitzukämpfen.

Beim Ausfüllen der Anmeldeformulare passiert es: Er sieht zunächst, dass er sich einen Monat älter machen muss, um angenommen werden zu können, und da entschließt er sich nach diesem kleinen Betrug, auch in der Spalte „Rasse“ eine falsche Eintragung zu machen. Bei dem Kampftag in West Point hat das ja auch geklappt. Und seit diesem Moment ist Coleman Silk offiziell ein Weißer. Was ist sein Motiv? Natürlich spielt die erlebte Diskriminierung eine Rolle. Das Empfinden der Freiheit durch den Tod des Vaters, den er durchaus verehrt, aber gerade wegen seines menschlichen Formats als dominant und belastend empfunden hat, kommt dazu. Aber vor allem hat er in Howard gemerkt, dass er nicht geneigt ist, sich von einem Wir her zu definieren, als solidarischer Schwarzer unter schwarzen Brüdern. Die abfällige Interpretation seines Bruders Walter (von der wir später erfahren), er habe sich durch den Rassewechsel nur eben Vorteile verschaffen wollen, wie andere hellhäutige Neger in dieser Epoche auch, wird der Sache sicher nicht voll gerecht. Walter, ein Hüne im Gegensatz zu dem eher schwächlichen Coleman, hat sich von klein auf über Rassendiskriminierung heftig erregt, er nimmt den Kampf auf, wird der erste schwarze Schuldirektor von Asbury Park, der erste schwarze Schulinspektor usw. und erlebt triumphierend 1947 die offizielle Aufhebung der Rassentrennung in New Jersey für Schulen und Nationalgarde – er hat sie für sich und seine Schicksalsgenossen mit erkämpft. Coleman Silk hat die Solidarität mit den schwarzen Brüdern nie interessiert. Er will ein Ich sein, ein „unverwechselbares Ich“, nicht durch einen Zufallsfaktor bestimmt, weder schwarz noch weiß, sondern frei. Und das nötige Selbstbewusstsein für diesen Anspruch hat er. (Das klingt nach Existenzialismus, von einer Beeinflussung Roths durch Sartre oder Camus etc. ist mir aber nichts bekannt.) Zuckerman wird Silk später mit dem heroischen Ego seines rücksichtslosen Lieblingshelden Achill zusammenbringen. Wenn man sich diese Motivierung klar macht, versteht man auch den Zusammenhang zwischen den großen Komplexen Rassewechsel und skandalöse Liebschaft: Silk hält „die Verletzung der restriktivsten Normen einer normierenden Gesellschaft und die autonome Behauptung einer persönlichen freien Wahl“ für ein Menschenrecht – das gilt sowohl für die anstößige Beziehung als auch für die Weigerung, „automatisch den Vertrag zu unterschreiben, der bei seiner Geburt aufgesetzt worden war“, d.h. für die eigene Wahl der Rasse.

Es geht erstaunlich gut mit der neuen Identität. Nur ein einziges Mal wird sein Betrug durchschaut: In der Navy-Zeit erkennt in einem Bordell für Weiße die Prostituierte, dass er ein Schwarzer ist, es folgt „die schlimmste Nacht seines Lebens“, und er kann froh sein, den Bordell-Gorillas und der Militärpolizei irgendwie zu entkommen. Die Mädchen, mit denen er Beziehungen eingeht, merken nichts, auch seine große Liebe Steena nicht, eine isländisch-dänische Schönheit, mit der er phantastische Nächte verbringt und die er heiraten will; er klärt er sie nicht auf, sondern lädt sie einfach zu seiner Familie ein. Die Visite verläuft ganz zivil bei Kaffee und Small Talk, aber auf dem Heimweg bricht Steena zusam-

men: „Ich kann das nicht!“ Sie wird nie wirklich über die Sache hinwegkommen. Bei Iris, seiner späteren Ehefrau, verzichtet er dann darauf, sie mit seiner Familie in Kontakt zu bringen – sie erfährt bis zu ihrem plötzlichen Tod nicht, dass sie die Frau eines Farbigen ist. Dass Silk im Innern das Problem nicht einfach cool wegsteckt, zeigt sich daran, dass ihm eines Tages der Gedanke kommt, ob er wohl Iris mit ihrem unglaublich dicken, drahtartigen Haarschopf nur deshalb geheiratet hat, weil er eventuellen negroiden Haarwuchs bei einem der Kinder mit dem Haar der Mutter erklären könnte. Aber das ist nicht nötig: Keines der vier Kinder weist, über den eher dunklen Teint hinaus, „verdächtige“ Merkmale auf. (Dass Silk sich als Juden ausgibt, wird kaum motiviert. Der scharfzüngig-intellektuelle Typ wird während des Studiums in den Cafés von Greenwich Village öfter für einen aus der respektlosen jüdischen Avantgarde der Nachkriegszeit gehalten, und so wechselt er von der einen benachteiligten Rasse zu einer anderen statt in die Herrenrasse. Dass Iris Tochter jüdischer Anarchisten ist und dass Silk aus hygienischen Gründen beschnitten worden ist, erleichtert die Sache.)

Die Beziehung zur eigenen Familie ist damit beendet – der Bruder verbietet ihm, jemals wieder Kontakt mit ihr aufzunehmen, er selbst will nie mehr etwas von Coleman hören. Ein Problem ist die Mutter, deren Herz an Coleman hängt. Ihr ist klar, dass sie ihre Enkel von Coleman nie kennen lernen wird. Bis zu ihrem Tod leidet sie schwer am Verlust ihres Lieblings. Zuckerman interpretiert dieses Kappen der Verbindung zur Mutter so: „getrieben von seiner heroischen Vorstellung vom Leben“ hat Silk zu ihr gesagt: „Du bist nicht mehr meine Mutter und bist es nie gewesen“, er hat sie „ermordet“. Wer so etwas tut, „will nicht einfach nur weiß sein“. Es geht nicht einmal nur darum, „herrlich, selig frei zu sein. Es ist wie die Rohheit in der *Ilias*, Colemans Lieblingsbuch, das vom raubgierigen Geist des Menschen handelt.“ Und wir haben zu überlegen: Ist das eine Verdammung (Rohheit, räuberische Brutalität)? Oder hören wir da bei Zuckerman eher Bewunderung und Neid heraus? (Dieser stellt auch einen Bezug zwischen der heroischen Ablösung von der Familie zu der kompromisslosen Haltung im Spooks-Streit her. Ein Achill lässt sich nicht von menschenfreundlichen Dummköpfen ans Bein pinkeln.

Wir kommen wieder im Jahre 1998 an, bei Silk, der, erstmals wieder, auf den Campus spaziert, sind aber immer noch in der auktorialen Erzählung Zuckermans. Später zählt dieser seine mageren Informationsquellen für diese Passage auf, und wir sehen vollends klar, dass hier fast alles seiner produktiven Einfühlung entsprungen ist. Silk beobachtet (so stellt Zuckerman es sich vor) die Putzkolonne bei ihrer Mittagspause, und dabei auch seine Faunia, die mit diesen unterschichtigen Kollegen, von denen einige nicht besonders helle zu sein scheinen, perfekt kommuniziert und sich bei ihnen uneingeschränkt zu Hause fühlt. Da überkommt ihn eine Vision von der kleinen Faunia, die partout nicht lesen lernen *will*, von dem Mädchen aus gutem Hause, das geradezu mit Berechnung den Anschluss an diese Schicht vollzogen hat (eine Vision, die Bestätigung erfahren wird, wie schon verraten sei). Und das bringt Silk zu einem Entschluss: Zwar vergegenwärtigt er sich noch einmal die grandiosen sinnlichen Erlebnisse mit ihr und macht sich noch einmal klar, welche Freiheit von verhassten Konventionen und gesellschaftlichen Einengungen ihm diese Beziehung geschenkt hat, aber nach dieser Einsicht, dass Faunia so eindeutig und so willentlich woan-

ders hin gehört, ist die Beziehung für ihn auf einmal ein „idiotischer Irrtum“, und er nimmt sich vor, jetzt die Normalität anzusteuern: die Existenz eines gewöhnlichen Ruheständlers ohne Leidenschaften, ohne hasserfüllte Kontroversen und ohne Isolation. Der erste Schritt dahin: Er ruft seinen ältesten Sohn Jeff an, um seine Kinder zurückzugewinnen. Als er ihm eröffnet hat, er werde sich von dieser Frau, wegen der Jeff und seine Geschwister sich ja wohl von ihm abgewandt hätten, trennen, nimmt der es überraschend leicht; und dann wird deutlich, dass er und die Geschwister einem Gerücht geglaubt haben, das in Athen umgeht: Faunia sei schwanger geworden, Silk habe sie zur Abtreibung gezwungen, sie habe darauf einen Suizidversuch unternommen. Dass seine Kinder an dieses Szenario und die widerwärtig-abscheuliche Rolle, die ihr Vater darin spielt, glaubten und glauben und nun die Geschichte ohne Probleme ad acta legen können, erschüttert Silk zutiefst, und er reagiert so erregt, dass Jeff den Hörer auflegt. Silk (senior) ist vernichtet und fragt sich, was er mit seinen Kindern falsch gemacht hat: Kommt das missglückte Verhältnis davon her, dass er sie um ihre Vorgeschichte betrogen hat? (Über die schwarze Familie durfte er nichts erzählen, über die fiktive jüdische hat er nur das Nötigste erfunden.) Hat seine heroisch-gewagte Lebenswende doch zu einer Katastrophe geführt, nicht zur Entdeckung des Betrugs, aber zum Scheitern der Beziehungen zu den Kindern, vielleicht auch zur Ehefrau?

Auf einmal ist Zuckerman wieder da und erklärt, was er weiß und was nicht. Er hat Silk zwischen dem Juli (von dem wir eben gehört haben) und seinem Tod im November nur noch einmal gesehen: bei einem Freiluftkonzert, das Silk mit Faunia besuchte. Sie haben nur wenige Worte gewechselt, ein Treffen zum gemeinsamen Essen vereinbart, von dem Zuckerman schon weiß, dass daraus nichts werden wird – Silk, der nach der Spooks-Geschichte die Hilfe Zuckermans erhofft hatte, will jetzt offenbar mit dem Schriftsteller, der in seinem Privatleben herumschnüffelt, nichts mehr zu tun haben. (Auch deswegen wohl, weil der Mann, der seine Jugend ganz in seiner Nähe verbracht hat, wenn auch in zeitlichem Abstand, seinem großen Geheimnis auf die Spur kommen könnte.) Was tut Zuckerman, dem ja seit dem gemeinsamen Tanz „Silks Leben näher ist als sein eigenes“? Jetzt fällt das schon erwähnte Zitat: „Ich stelle mir etwas vor ... Das ist mein Beruf. Ich tue jetzt nichts anderes mehr.“ Und jetzt beschließt er, das Buch zu schreiben, in dem wir inzwischen auf Seite 240 sind.

Er malt sich aus, dass das Verhältnis von Silk und Faunia jetzt umso intensiver ist. (Einiges davon habe ich schon vorweggenommen, anderes wird noch folgen.) Er entwirft zweitens eine fesselnde Studie über Delphine Roux, die Nachfolgerin und große Gegenspielerin von Silk (schon vor Spooks), die ich leider ganz kurz abmachen muss. Die ganz französisch geprägte Wissenschaftlerin hat mit Silk gemeinsam, dass auch sie versucht, „sich selbst zu erschaffen“, Urheberin ihres Lebens zu sein, fern vom familiären Ausgangsmilieu – daher der Wechsel des Kontinents. Aber sie wird damit nicht glücklich - die amerikanische Provinzuni, die wenig geistige Umgebung bleiben ihr fremd. Sie entschließt sich (obwohl attraktiv und in Liebesdingen schon reichlich erfahren), eine Partnerschaftsanzeige aufzugeben; als sie aber ihren Mail-Entwurf durchliest, entdeckt sie, dass der Text – ein Porträt von Silk darstellt. Dem aggressiven Kampf gegen Silk scheint also eine Art Hassliebe zugrunde zu liegen. In ihrer Verwirrung schickt sie den Anzeigentext trotzdem los, und zwar nicht an

die Zeitschrift, sondern versehentlich über den Fachschaftsverteiler, also an alle Dozenten des Fachbereichs – ein Vorgang, der dem Leser einiges an Gutgläubigkeit abverlangt. Silks Tod ist ihre Rettung: Sie behauptet dreist, er sei am Abend zuvor in ihr Büro eingebrochen und habe aus Rache die Mail geschrieben und abgesandt.

Drittens aber begibt sich Zuckerman wieder ins Innere von Lester Farley, dem vietnamgeschädigten Ex-Mann Faunias. Die Versuche der Selbsthilfegruppe, sein Trauma abzubauen, und der Klinikaufenthalt erscheinen nur äußerlich erfolgreich, er fühlt sich im Innern tot, und der Hass auf seine Ex-Frau, diese Hure, Mörderin seiner Kinder, und auf den alten Juden, dem sie jetzt zu Willen ist, gibt ihm den Entschluss ein, alle drei – auch sich selbst – zu töten. Er fährt nachts auf der Straße, wo sie kommen müssen, auf der falschen Seite, um ihren Wagen zu rammen. Aber es gibt keinen Zusammenstoß, plötzlich sind die entgegenkommenden Lichter weg. Lester fährt nach Hause, jetzt erfasst ihn heitere Gelassenheit. Am nächsten Morgen erfährt er, dass Silk mit dem Auto von der Fahrbahn abgekommen und in einen Fluss gestürzt ist. Er und Faunia sind tot.

Dem Leser stellt sich die Frage: Woher weiß Zuckerman, dass Lester der Verursacher war? Er hat mit Lester noch nie gesprochen (und als er ihn am Ende des Buchs zum ersten Mal trifft, ist der ganz anders, als er es sich gedacht hatte, ruhiger, beherrschter, vernünftiger). Er hat nur von der Brüllattacke auf Silks Haus gehört und sie, wie wir gesehen haben, gefährlicher geschildert, als sie offenbar war. Es ist merkwürdig: Als er, weit früher im Buch, mit dem Psychogramm Lesters begann, glaubte man, lebhaft empfindend mit diesem zu spüren, zumal auch Zuckerman ein entschiedener Gegner des Vietnam-Kriegs ist. Er lässt Silks Anwalt sagen, diese heimgekehrten Vietnam-Kämpfer, psychische Invaliden, die kein wirkliches Verständnis in der Gesellschaft fänden, erlebten Tag für Tag das, was Silk bei seiner Spooks-Affäre *einmal* erlebt habe. Aber jetzt macht Zuckerman Lester zum Mörder. Soll Silk als indirektes Opfer der amerikanischen Politik und Gesellschaft dargestellt werden, die Lester zu diesem Wrack gemacht haben? Aber dann wäre der persönliche Affekt gegen Lester, der bei Zuckerman jetzt deutlich wird, nicht plausibel. Braucht Zuckerman einfach einen Sündenbock für den Tod des Paares, das ihn so fasziniert hat? Oder ist es die Abneigung des Schriftstellers, etwas Unerklärliches einfach hinzunehmen (die Wirklichkeit kann oft keine Ursachen erkennen, die Literatur braucht sie)? Dies Letztere scheint der Hauptgrund zu sein. Als Zuckerman nach der hochliterarischen perspektivischen Schilderung des „Mordanschlags“ wieder im Report-Modus ist, schreibt er, in ihm habe sich die Überzeugung gebildet, der Unfall müsse etwas mit Lester und seinem Pickup zu tun haben – warum? Weil man damit doch eine wirkliche *Erklärung* für den Vorfall in der Hand habe. Anklang findet er mit dieser Überzeugung bei niemandem. Die Polizei nimmt ihn nicht ernst; sie stellt zwar fest: Die überall begierig geglaubte Version, Faunia habe während der Fahrt Oralverkehr mit dem Fahrer Silk ausgeübt und so den Unfall verursacht, lässt sich nach Lage und Kleidungsstatus der Opfer ausschließen. Aber auch für Zuckermans Lesart gibt es keinerlei Anhaltspunkte. Silk ist offenbar zu schnell in die Kurve gefahren, das ist alles – sowas gibt es halt, eine Herleitung aus den menschlichen Beziehungen ist nicht nötig. Und die Söhne Silks, die Zuckerman bei der Beerdigung für die gerichtliche Verfolgung Lesters gewinnen möchte, winken ab – schon deshalb, weil sie nicht wollen, dass es zu ei-

nem Prozess kommt, in dem die ehrenrührige Beziehung ihres Vaters im Mittelpunkt steht. Zuckerman ist mit seiner Überzeugung allein, und auch der Leser ist geneigt, sie für eine *Idée fixe* zu halten.

Die Beerdigung Silks wird von den beiden älteren Söhnen routiniert abgewickelt. Sie bringen einen von Silk geförderten Professor (ironischerweise einen Farbigen, den ersten schwarzen Dozenten in Athena, damals von Silk berufen) dazu, in seiner Grabrede die Spooks-Geschichte als Ungerechtigkeit darzustellen, das eigene Versagen in dieser Sache zuzugeben und so Silk ein ehrenvolles Gedächtnis an der Uni zu sichern. Im Netz allerdings gehen die üblen Schmähungen weiter, ja, sie werden ins Phantastische gesteigert. Hier wird alles geglaubt, und sei es noch so absurd. Zuckerman sieht den Äther erfüllt von Krankheitserregern: „Auf der universalen Festplatte, unzerstörbar und unauslöschlich, das Zeichen der Böartigkeit des Menschen“. (Und das schon 1998 bzw. 2000!)

Zuckerman macht zwei äußerst wichtige Bekanntschaften: Am Grabe Silks sieht er eine Frau, die Silks Tochter ähnelt, nur mit leichtem negroidem Einschlag. Es ist Silks Schwester Ernestine. Sie lässt sich auf das Gespräch mit ihm ein, und von ihr erfährt er jetzt erst die ganze Vorgeschichte Colemans, die er uns ja schon geschildert hat, die ursprüngliche farbige Identität des Mannes, der soeben als Jude (mit dem Kaddisch, gebetet von seinem jüngsten Sohn, der sich aus Protest gegen den areligiösen Vater dem orthodoxen Judentum zugewandt hat) begraben worden ist. (Als Jude ist er auch getötet worden, denkt Zuckerman, „wenn ich richtig spekuliere“ – ganz sicher ist er sich also mit seiner Beschuldigung Lesters und mit dem Juden Hass, den er ihm zuschreibt, nicht!) Anschaulich erlebt er in der Kommunikation mit Ernestine den Gegensatz zwischen der vernünftigen, tüchtigen, für sich und für die farbige Community erfolgreichen Familie Silk und dem abtrünnigen Paradiesvogel Coleman.

Im Rahmen der Beerdigung Faunias (viel kleiner, von ihren Farm-Freundinnen mit „rousseauistisch-umweltschützerischem Pathos“ gestaltet, der Zuckerman sehr auf die Nerven geht) nimmt Zuckerman einen alten Mann im Rollstuhl wahr, von einer philippinischen Pflegerin, die wohl auch seine Partnerin ist, streng unter der Fuchtel gehalten. Es ist Faunias leiblicher Vater, der Sprechweise nach aus der neuenglischen Oberschicht, jetzt gänzlich handlungsunfähig. Was der lauschende Zuckerman aus dem Gespräch der beiden erfährt, ist ein Schock für ihn und den Leser: Faunia hat ein Tagebuch geführt! Das will die fürsorgliche Philippinin allerdings wegwerfen, obwohl der Vater danach lechzt - es würde den kranken, vom Leben geschlagenen Alten zu sehr beunruhigen. Denn es stehe ja nur Schmutz, Sauerei (*filth*) darin. (Nach dem, was wir von Faunias Leben wissen, könnte da einiges dran sein.) Zuckerman spricht die beiden an und will das Tagebuch einsehen, um Beweise für Lesters Schuld an dem Unfall zu finden, aber er blitzt bei der Beschützerin des Hinfälligen ab: So etwas wäre viel zu aufregend für den Kranken. (Hier finden wir eine besonders interessante unter den mythologischen Anspielungen des Romans: In dieser Familie werde das Leiden von Generation zu Generation weitergereicht – wie der Erbfluch im Hause des Atreus, und die Philippinin will dem ein Ende machen, indem sie den schon so oft Getroffenen konsequent gegen alles Fragwürdige abschottet.)

Aber auch wenn das Tagebuch verloren ist, so bleibt doch die verblüffende Erkenntnis: Faunia konnte lesen und schreiben! Ihr Analphabetismus war nur vorgetäuscht! (Wer genau aufgepasst hat, konnte es ahnen: Silk hat in seiner Vision auf dem Campus von dem Mädchen Faunia gesprochen, das vorgibt, nicht lesen zu können, und Faunia sagt einmal: „Die dumme Faunia zu sein – das ist meine Leistung“.) Das macht die Figur noch komplexer und macht sie ihrem Geliebten noch ähnlicher: Auch sie hatte ein Geheimnis. Offenbar hat das Mädchen aus bestem neuenglischem Hause nach dem Gang durch die Hölle, den sie nach der Flucht vor dem lüsternen Stiefvater erlebte, sich bewusst zu einem Teil der Schicht gemacht, in die sie geraten war, hat alle Bildung, die sie besaß (und irgendwo auch noch besitzt – sie wisse auch, wer Shakeapeare und Einstein waren, sagt sie einmal), beiseitegelegt und sogar, als Krönung, die Lesefähigkeit verleugnet. Sie ist damit aber nicht zum hilflosen Kind geworden, sondern sie hat diese Bildung durch ein ursprünglicheres (*prior*) Wissen „übertrumpft“ (wir erinnern uns an den Dialog mit Silk über Sex, wo vielleicht deutlich wird, was damit gemeint ist: Sie weiß, was Sex wirklich ist, im Gegensatz zu dem Professor, der einen ideellen Überbau sucht), sie hat das „barbarische Ich“, das der Welt angemessen ist, ins helle Licht gestellt (so formuliert Zuckerman) und dadurch an Macht nicht verloren, sondern gewonnen. Gemeinsam mit Silk ist ihr also auch, dass sie ihr eigenes Ich (*self*), ihre Identität sich nicht hat auferlegen lassen, sondern selber gestaltet hat. Man könnte nun sagen: Das sind zwei sehr unterschiedliche Ichs, die da durch eigene Wahl zustande gekommen sind. Aber: Wenn man das „barbarische Ich“, das Zuckerman ihr hier zuschreibt, neben die Achill ähnliche Rücksichtslosigkeit stellt, die er ihrem Lover zugeschrieben hat, sind die beiden selbstgemachten Figuren einander gar nicht so ganz unähnlich.

Nachdem wir die beiden Hauptfiguren so eindringlich kennen gelernt haben, scheint es mir angezeigt, auf eine für ihre „Weltsicht“ zentrale Vorstellung einzugehen, den „menschlichen Makel“ (oder „Schmutzfleck“, wie man das Wort *stain* hier vielleicht besser übersetzen könnte), der dem Roman den Titel gegeben hat. Geprägt wird der Ausdruck von Faunia, der „dummen“ Faunia mit dem ursprünglicheren Wissen. Sie hat sich nach einer Liebesnacht beim Frühstück mit Silk, der ihr was aus der Zeitung vorlesen will, gezankt und ist, kaum angezogen, davongerannt – zur Vogelschutzwarte, weg von der menschlichen Rasse, zu einer Krähe namens Prince, einem Männchen also, mit dem sie ein enges Verhältnis verbindet. (Sie hat ihm einen teuren Ring, ein Präsent von Silk, geschenkt und überlegt sich sogar, ob sie den Vogel nicht eigentlich heiraten sollte.) Von der Wärterin erfährt sie, dass Prince vor Kurzem abgehauen ist, aber bald zurückkehrte, weil er draußen von den wilden Krähen attackiert worden war – er kann, von Menschen aufgezogen, die „Krähensprache“ nicht. Dieser nicht eben erstaunliche zoologische Vorgang ist für Faunia Anlass, über das Wesen des Menschen nachzudenken:

Text 4

„Das kommt davon, wenn man im Haus aufgezogen worden ist“, sagte Faunia. „Das kommt davon, wenn man sein ganzes Leben lang mit Leuten wie uns herumhängt. Der menschliche Fleck“, sagte sie, und das ohne Ab-

scheu oder Verachtung oder Verurteilung. Nicht einmal traurig. *So ist es eben* – in ihrer trockenen Art, das ist alles, was Faunia sagen wollte [...]: wir hinterlassen einen Fleck, wir hinterlassen eine Spur, wir hinterlassen einen Abdruck. Unreinheit, Grausamkeit, Missbrauch, Irrtum, Exkreme, Sperma – es gibt keine andere Möglichkeit, hier zu existieren. Hat nichts zu tun mit Ungehorsam. Hat nichts zu tun mit Gnade oder Rettung oder Erlösung. Es ist in jedem. Wohnt in einem. Haftet in einem. Gehört zum Wesen. Der Fleck, der da ist, bevor man ihn sieht. Ohne dass er sichtbar ist, ist er da. Ein Fleck, so innerlich, dass er kein sichtbares Zeichen braucht. Der Fleck, der dem Ungehorsam *vorausgeht*, der zum Ungehorsam *hinführt* und alles Erklären und Verstehen in die Irre führt. Deswegen ist alles Reinigen ein Witz. Und zwar ein barbarischer Witz. Die Vorstellung der Reinheit ist schrecklich. Sie ist verrückt. Das Streben nach Reinheit ist nichts als noch *mehr* Unreinheit. Alles, was sie über den Fleck sagte, war, dass man ihn nicht loswerden kann. Das war von Haus aus Faunias Sicht der Dinge: die unvermeidlicherweise befleckten Wesen, die wir sind. Versöhnt mit der schauderhaften, elementaren Unvollkommenheit.

Etwas Schmutziges hat von den durch und durch schmutzigen Menschen auf Prince abgefärbt und die Abwehr der nicht vom Menschen infizierten Artgenossen hervorgerufen. Diese fundamentale Unvollkommenheit des Menschen wird nun in Verbindung gebracht mit einer Vorstellung, die ihr auf den ersten Blick zu ähneln scheint: der christlichen Erbsünde oder Ursünde. Das ist ebenfalls eine das Menschengeschlecht von vornherein prägende Verfassung grundlegender Schlechtigkeit; aber Faunias Schmutzfleck ist eben nicht durch den Ungehorsam eines Urelternpaares Adam und Eva in die Welt gebracht worden, und kein Erlöser Jesus Christus hat uns aus Gnade davon erlöst. Der Fleck liegt jedem Ungehorsam *voraus*, er ist einfach seit je und unabänderlich da. Reinigungsversuche machen die Sache nur schlimmer.

Höchst überraschend ist nun, dass Faunia über diese unabänderliche Schmutzigkeit unserer Existenz nicht Klage erhebt; sie redet darüber „ohne Abscheu ... nicht einmal traurig“, sie ist mit dieser Unvollkommenheit geradezu „versöhnt“. Aber sie und Silk haben doch durch die Bosheit der Welt genug zu leiden gehabt! Wie ist Faunias bejahende Haltung zu erklären? Der Kommentator Zuckerman hebt diese Reflexion, die, ungeachtet ihrer Umgangssprachlichkeit, an die Fundamente unserer Existenz rührt, vollends auf eine theologische Ebene: Diesem schmutzig-schlimmen Wesen des Menschen wird die jüdische Vorstellung eines entrückten Gottes nicht gerecht, noch weniger der asexuelle Gottmensch Christus oder seine gänzlich unbefleckte Mutter Maria. Aber Silks griechische Götter passen bestens dazu: Sie hassen und morden, Ausschweifung und Verderbtheit sind ihr Metier, ihr

Anführer Zeus will nichts als schöne Frauen möglichst bizarr bespringen. Dieser „göttliche Makel“ ist lebensnah, sinnlich, reich – das ist eine „großartige, wirklichkeitsgetreue Religion“. Damit wird natürlich nicht die kleinliche Boshaftigkeit der Athena-Leute oder die stumpfe Triebhaftigkeit des Stiefvaters glorifiziert, unter denen Silk und Faunia zu leiden hatten. (Die Erstere war schließlich eher ein Versuch, den Schmutzleck im Namen der bürgerlichen Moral zu reinigen, was ja von Faunia prinzipiell abgelehnt wird und hier tatsächlich alles schlimmer gemacht hat.) Aber bei Silk selbst zeigt sich dieser Makel ganz anders: nicht in kleingeistiger Häme, sondern in seinem rücksichtslosen Streben nach Freiheit und Größe, seinem kapitalen Betrug, der nicht von moralischen Bedenken eingeschränkt wird, seiner achilleischen Grausamkeit, die sich besonders gegenüber der liebevollen Mutter zeigt. Und auch bei Faunia war von einem „barbarischen Ich, das der Welt angemessen ist“, die Rede. Wenn das so ist, dann kann Faunia mit dieser grundsätzlichen menschlichen Schmutzigkeit *versöhnt* sein, weil diese die amoralische Rücksichtslosigkeit rechtfertigt, die bei Silk und bei ihr selbst vorliegt. (Wir haben oben schon an existenzialistische Vorstellungen gedacht, hier kann einem der Name Nietzsche einfallen. Roth wird in der Tat als Nietzscheaner behandelt.)

Zwei Helden, die über der Moral stehen und den menschlichen Makel bejahen – gibt es im Roman keine positiven Gestalten anderer Art? Zu nennen ist die wackere Familie Silk: die wertbewussten, tüchtigen Eltern, der für die rechte Sache kämpfende Bruder Walter, die realistisch und unprätentiös für das Gute und Wahre eintretende Schwester Ernestine. Sie werden von Zuckerman gewürdigt, aber etwas gönnerhaft: Ihnen reicht ihre disziplinierte, reinliche, vom Common Sense bestimmte Sphäre, sie haben keinen Sinn für das Verlangen des genialischen Bruders, verwandelt zu werden. Er hat diese solide Basis wie Ballast abgeworfen, um ein Wesen zu werden, das *seinem* Maßstab entsprach, und er hatte die dazu nötige „Energie und Grausamkeit“. (Wieder, bei der Abhebung gegen die Silks, das Wort „Grausamkeit“.) Er hat mit seinem grandiosen Betrug die Welt besiegt – bis er einem übermächtigen Gegner tragisch unterlag, der Zeit. (Er hat nicht realisiert, dass Schwarze an der Uni in der neuen Epoche nicht mehr diskriminiert, sondern gutmenschlich gehätschelt werden – das hat den Heroen zu Fall gebracht.)

Schließlich zur merkwürdigen Schlusszene des Buchs: Es ist Februar, seit der Beerdigung sind drei Monate vergangen, während derer Zuckerman Tag und Nacht über Silk nachgedacht hat. Da stößt er auf der Fahrt zu Ernestine Silk, die ihn zu sich und Bruder Walter eingeladen hat, zufällig auf Lester. Am Rande eines einsamen, zugefrorenen Bergsees steht ein Pickup, und Zuckerman „wusste irgendwie“: Es ist Lesters Fahrzeug, die Mordwaffe. „Solche Dinge geschehen, wenn man Bücher schreibt“. Was soll das heißen? Wirkt die Literatur Wunder? Oder ist das Treffen nur vorgestellt, die „Spekulation“ eines Fiction-Writers? Nein, beteuert Zuckerman. Auf dem See hockt Lester Farley vor einem Loch im Eis auf einem Eimer und fischt.

Diese Szenerie steht fast überdeutlich im Kontrast zu Faunias Gemälde von der schmutzbeschmierten Menschenwelt: Sie ist gekennzeichnet durch „Unverdorbenheit und Unversehrtheit“, Stille und Frieden, Kälte und Einsamkeit, einen See mit ganz reinem Wasser. Man ist „nahe bei Gott“, wie Lester sagen wird (und ganz weit weg von den griechi-

schen Schmuddelgöttern). Schon dieses Zitat zeigt, dass Lester, mit dem Zuckerman jetzt ein Gespräch beginnt, ganz anders ist, als er ihn bisher, in seinen ausgedachten perspektivischen Schilderungen, gezeichnet hat: Die Stimme ist „volltönender und nachdenklicher“, der Mann „redegewandt“, gründlich informiert und alles andere als dumm, kein unberechenbarer Gestörter, sondern ein beherrschter und souveräner Gesprächspartner. Lester spricht fachmännisch vom Eisfischen und, als das Gespräch persönlicher wird, geradezu abgeklärt und mit innerer Distanz von dem Grauen Vietnams, von dem schlimmen Zustand unter der posttraumatischen Belastungsstörung und von der allein durch seine Schuld gescheiterten Ehe. Zuckerman jedoch, der früher ja die Verursachung des Unfalls durch Lester als Spekulation bezeichnet hat, ist sich jetzt absolut sicher: Er steht einem Mörder gegenüber. Die ruhig vorgetragenen Berichte (von einem Unfall weiß Lester nichts) sind für ihn eine Schmierenkomödie, mit der er getäuscht, nein, verhöhnt werden soll. Wenn ihm Lester die schwere Bohrschnecke für die Löcher im Eis vorzeigt, sieht er darin eine Bedrohung und fürchtet für sein Leben. – Der aufmerksame Leser kann den Vorgang aber auch anders sehen: Nach wie vor gibt es kein Indiz für Lesters Schuld, sein Auftreten kann nahelegen, dass sich da ein geschädigter und traumatisierter Mensch wieder gefangen hat. Zugegeben: Wenn Lester behauptet, seine Frau nach der Scheidung aus den Augen verloren zu haben, entspricht das nicht den Tatsachen, aber das kann man als verständliche Notlüge sehen. Hören wir, was Lester über die kalte Idylle sagt:

Text 5

„Und auf dem Grund des Sees gibt es auch viele Quellen. Das Wasser kommt von unten hoch, es wird also ständig erneuert. Es reinigt sich selbst. [...] Und alles ist von Gott gemacht. Mit nichts hier hatten Menschen zu schaffen. Darum ist es hier so sauber, und darum komme ich her. Wenn Menschen was damit zu schaffen haben, dann bleib fort.“

Lester fällt also ein ähnliches Urteil über die menschlichen Dreckfinken wie Faunia, aber er versöhnt sich nicht mit dem unauslöschlichen Schmutzfleck. Er ergreift die Möglichkeit, Distanz zu gewinnen, innerlich und äußerlich. Ist Lester wirklich ein Mörder, wie Zuckerman meint? Dann ist das ein verlogenes Gesäusel, mit dem er sein nächstes Opfer noch ein bisschen zappeln lässt. Oder ist er, der einmal Opfer der Politik und Gesellschaft war und jetzt geheilt und geläutert erscheint, eine Gegenfigur zu den amoralischen Helden, zur Bejahung der Verderbtheit?

Bei beiden Lesarten ist jedenfalls Zuckerman am Ende „vollkommen besiegt“ (*completely bested*). Schon als Silk ihn vor einigen Monaten mühelos von seiner selbstgewählten Lebensweise als literarischer Eremit abgebracht hat (die übrigens der isoliert-konzentrierten Betätigung des Eisfischers Lester gar nicht unähnlich war), war er der Loser, der nur als Statist und Zuschauer an der Lebensfülle des anderen teilnahm. Und wie er damals mit nassen Hosen nach Hause kam, so schleicht er sich jetzt beschämt und bebend vor Angst vom Eis.

Am Ufer – er ist immer noch voller Schrecken, obwohl er sieht, dass Lester ihn nicht verfolgt, sondern schon wieder am Fischen ist – weitet sich seine Perspektive: „das eisige Weiß des Sees umgab einen winzigen Punkt, der ein Mensch war, das einzige menschliche Zeichen in der ganzen Natur, wie das Kreuzchen, mit dem ein Analphabet unterschreibt, auf einem Blatt Papier.“ Der Mensch als störendes Element in der Natur, so hat das auch Lester selbst gesehen, nur ist Lester jetzt keine Ausnahme wie in seiner Selbstaussage, sondern repräsentiert selbst die menschliche Störung der Reinheit; der Mensch *hat* hier nicht einen schmutzigen Fleck (*stain*), sondern *ist* nichts als ein dunkler Punkt (*spot*). Schon früher hat Zuckerman ausgerufen, im Begriff, an der Undurchschaubarkeit und Vergänglichkeit der Welt zu verzweifeln: „Welcher Verrückte hat sich das ausgedacht?“ Hier ist der Mensch die Signatur eines Analphabeten, des Schwachkopfs, der das alles gemacht hat. Und Zuckerman stellt resümierend fest: Das ist „das ganze Bild“.

Der folgende Satz aber, der letzte des ganzen Buchs, hört sich überraschenderweise ganz anders an

Text 6

Nur selten bietet das Leben, am Ende unseres Jahrhunderts, einen so reinen und friedvollen Anblick wie diesen: Ein einsamer Mann auf einem Eimer, er fischt durch fünfundvierzig Zentimeter Eis in einem See, der ständig sein Wasser erneuert, auf einem arkadischen Bergzug in Amerika.

Ist das die blanke Ironie (Idylle mit Mörder)? Oder bekommen wir nach so viel düsteren Visionen vom Menschen und seiner Welt doch noch einen kleinen Lichtblick? Das mag jeder Leser selbst entscheiden.

Dr. Gerhard Vogt, 17. September 2018